



KLÖSTERLICHE *JOIE DE VIVRE*
ILMA RAKUSA

Ilma Rakusa, geboren am 2. Januar 1946 in Rimavská Sobota (Slowakei) als Tochter einer Ungarin und eines Slowenen. Frühe Kindheit in Budapest, Ljubljana und Triest, dann Übersiedelung nach Zürich. Studium der Slawistik und Romanistik in Zürich, Paris und St. Petersburg, seit 1976 Lehrbeauftragte an der Universität Zürich. Neben literaturkritischen Arbeiten und Zeitungsartikeln (*Neue Zürcher Zeitung*, *Die Zeit* u. a.) entstanden zahlreiche Übersetzungen aus dem Russischen (Marina Zwetajewa, Alexej Remisow, Anton Tschechow), Serbokroatischen (Danilo Kiš), Französischen (Marguerite Duras) und Ungarischen (Péter Nádas, Imre Kertész), vor allem aber Erzählungen, Gedichte, Dramolette und Essays. Zuletzt erschienen die Erinnerungspassagen *Mehr Meer* (2009) sowie zwei Essaybände zur russischen Literatur und zur Literatur Mittel-, Ost- und Südosteuropas *Fremdvertrautes Gelände, I–II* (2011). Ilma Rakusa ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt), sie erhielt u. a. den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung (1998), den Adelbert-von-Chamisso-Preis (2003) und den Schweizer Buchpreis (2009). – Adresse: Richard Kisslingweg 3, 8044 Zürich, Schweiz. E-mail: ilma.rakusa@bluewin.ch

Im Gymnasium stellte ich mir, von Glaubensdingen angezogen, mehrfach die Frage, ob ich nicht ein Klosterleben führen sollte. Abstrakt war das natürlich schwer zu entscheiden. Und so machte ich einen winzigen Versuch, indem ich mich zum Lernen fürs Abitur ins Gästehaus der Zisterzienserabtei Hauterive in der Nähe von Fribourg zurückzog. Hauterive ist ein Männerkloster, malerisch im Tal der Saane gelegen. Die Mönche versorgten mich mit Speis und Trank und ließen mich, als Gast, an den Gebeten und Gottes-

diensten in der Klosterkirche teilnehmen. So lernte ich den mönchischen Tagesrhythmus kennen, von der Matutin bis zur Komplet. Entgegen meiner sonstigen Gewohnheit stand ich früh auf und ging früh zu Bett, ich beherzigte die Formel „Ora et labora“, gönnte mir nur ab und zu einen ausgedehnten Spaziergang.

Das ist lange her. Trotz bester Erinnerung an die Tage in Hauterive bin ich nicht Nonne geworden, geblieben aber ist mir die heimliche Sehnsucht nach einer klösterlichen Existenz, die Rückzug und Gemeinschaftlichkeit, Kontemplation und Austausch harmonisch vereint. Da sitze ich nun in meiner lichten Dachkammer, die mit ihrem wohltuenden Ambiente einen poetischeren Namen als das Kürzel K3 verdienen würde, und weiß, das Wiko hat meine Sehnsucht erfüllt. Dabei hatte ich anfänglich Sorge. Schriftstellerkollegen, Fellows früherer Jahre, erzählten vom rigiden Rhythmus der Mahlzeiten. Zuhause war ich es nicht gewohnt, die Arbeit mittags zu unterbrechen. Ab elf ging es richtig los, mit *open end*. Aber schnell stellte ich mich um: auf zeitiges Aufstehen, auf die fünfzigminütige Fahrt von Mitte nach Grunewald, auf Lektüre und Mailen am Vormittag. Vorbei der Bohème-Rhythmus, das autistische „Noli turbare circulos meos“. Das Mittagessen ruft! Die Küchendüfte, die zu anregenden Gesprächen aufgelegten Fellows. Und schon bin ich mittendrin, in einer heiteren Tischrunde, die meine Interessen am Orient ebenso befriedigt wie die am französischen Mittelalter, an Mütterchen Wolga oder an Poesierezitation. Nicht zu vergessen die Gaumenfreuden, die uns von allzeit freundlichen Katarzynos serviert werden. Geistige und physische Nahrung in schönster Ergänzung.

Allein schon die Mittagessen und die festlichen Donnerstag-Nachtessen (mit exzellentem Wein) hätten für mich das Wiko-Jahr zu einem unvergesslichen Gemeinschaftserlebnis gemacht. Doch hinzu kamen die Kolloquien (die mich über seltene Infektionskrankheiten, über die Jugoslawische Volksarmee, über die arabisch-islamische Buchkultur des 9. Jahrhunderts, über mittelalterliche Seelentheorien und über Religion und Medien in Ghana aufklärten), hinzu kamen die Treffen der „Literary Group“, wo im kleinen Kreis über Projekte diskutiert wurde, hinzu kamen schließlich Vorträge, Rezitationen (Hanns Zischler mit Hölderlin und Kleist), Konzerte. Nie zuvor habe ich so kompetente musikalische Werkanalysen gehört wie aus dem Mund von Walter Levin, nie ein so markantes Staccato wie von Helmut Lachenmann am Klavier. Und in bester Wiko-Manier folgten auf die Darbietungen Gespräche, bei Brezel und Wein. Der Dialog sollte nie abbrechen, ein Dialog auf Augenhöhe, bei dem es nie darum ging, sich zu produzieren oder, umgekehrt, schüchtern zurückzuhalten. Fragen sind am Wiko nicht nur

erwünscht, sie gelten als eigentliche Triebkraft des Denkens und der Kommunikation. Mein Kopf arbeitet neuerdings selbst im Traum dialogisch.

Bei so viel Dialog gestaltet sich auch das Schreiben im stillen Kämmerlein anders. Es wird gespeist von den täglichen Anregungen, getragen vom Netz gegenseitiger Anteilnahme. So sehr literarische Arbeit eine Gratwanderung mit Absturzrisiko ist – der Wiko-Geist sorgt für ein Gefühl der Geborgenheit, das auch Krisen überstehen hilft.

Nicht zu vergessen: das Wunder der Bibliothek und der Bücherbeschaffung. Ich brauche nur ein paar Treppenstufen hinunterzusteigen und bin im Reich der Enzyklopädien, Lexika, Zeitschriften. Und flinker als flink bekomme ich jeden gewünschten Titel, den Bibliothekarinnen sei Dank! Oft habe ich mich an langen Winterabenden in einen bequemen Ledersessel gesetzt und – umgeben von den Bücherschätzen – gelesen, bis dichter Schneefall mich ans Nachhausegehen gemahnte. Unter solchen Umständen wird Arbeit zu einem ebenso genussvollen wie geregelten Tagesinhalt: Das eigene Streben findet die ideale Umgebung. Oder auf Englisch: *Everything matches in a perfect way.*

Entstanden sind mehrere Essays zum autobiografischen Schreiben als Bildungsroman, zum Thema des Anfänglichen in der Literatur, zu Pieter Bruegels Bild „Die Anbetung der Könige im Schnee“. Mein im Oktober 2010 begonnenes Berlin-Journal will so schnell nicht an ein Ende kommen, zu spannend die täglichen Eindrücke, die Gespräche, die ganze Stadt. Was gibt es nicht alles zu beobachten, in der S-Bahn, im Bus M 19 (die allgegenwärtigen Russen), auf Straßen und Plätzen, in Kinos und Cafés. Neulich war ich im Deutsch-Russischen Museum in Karlshorst, einem düsteren Gebäude, wo im Mai 1945 die Kapitulation der deutschen Wehrmacht unterzeichnet wurde. Nicht nur beim Anblick sowjetischer Panzer im umgebenden Park glaubt man, in ein Zeitloch zu fallen. Berlin triggert solche Erfahrungen auf Schritt und Tritt. Zwischen Gleis 17 (dem kargen Deportationsmahnmal im Bahnhof Grunewald) und der Insel des Wiko liegen Welten, zwischen der „türkischen“ Oranienstraße und dem jüdischen Friedhof Weisensee ebenfalls. Berlins Reiz liegt darin, dass es viele ist, dass es für ständige Wechselbäder sorgt und sich in ständigem Umbruch befindet. Etwas von dieser Vielfalt und Bewegtheit ist in mein Tagebuch eingegangen, notgedrungen bruchstückhaft, anhand von Detailbeobachtungen, Gesprächsfetzen, Zitaten usw. Zu den kleinen Intarsien gehört Luca Giulianis hübsche Bemerkung über die Grunewalder Nachtigallen: „Man hört sie oft in der Nähe der S-Bahn-Gleise. Die S-Bahn ist für sie eine Übernachtigall, die es zu überbieten gilt.“

Das Journal als Kaleidoskop, aber auch als eine Art Verarbeitungsapparat, der bündelt, sortiert, neu ordnet. Daneben gibt es ein Festhalten jenseits der Verschriftlichung, man vertraue nur dem Speicher des Gedächtnisses. Noch während ich unterm Dach der Weißen Villa diese Zeilen schreibe, läuft schon der Erinnerungsfilm, gibt Bilder und Szenen preis.

Wie Hannah Ginsborg nach jedem Kolloquium ihre Hand hebt und mit klarer Diktion essenzielle Fragen stellt; wie Katarzyna Speder, erhitzt und gutgelaunt, uns Köstlichkeiten serviert; wie Petra Gehring nach dem Mittagessen über Zeitungen brütet; wie Vera Schulze-Seeger lächelnde Anmut verströmt und Christine von Arnim in schallendes Gelächter ausbricht; wie Reinhart Meyer-Kalkus emphatisch über das Rezitieren von Gedichten spricht; wie die Kinderschar der Fellows den Weihnachtsbaum schmückt (schöpferisch multikulturell); wie die Bäume des Grunewald prachtvoll die Jahreszeiten vorführen; wie der Schnee die Wallotstraße verzaubert und das Eis einen Panzer über sie legt; wie in der Winterkälte alles ins Haus strebt, die Garderobe von Mänteln und Stiefeln überquillt; wie Christine Klöhn den Gong schlägt, um die angeregte Apéritifrunde zu Tisch zu bitten; wie sich das arabisch-pakistanisch-persische Fellow-Trio anekdotenreich amüsiert (Witz und Lebensfreude); wie auf einer Exkursion in die Stabi Jean-Claude Schmitt elegant aus einer mittelalterlichen französischen Chronik vorliest; wie die Tage in meinem Dachfenster kurz und wieder lang werden; wie eine israelische Touristengruppe wortlos im strömenden Regen vor dem Mahnmal für die deportierten Juden steht (Bahnhof Grunewald); wie Karl Schlögel sich wiederholt an den Kopf greift und mit dem Satz „Es ist unglaublich!“ seine Fähigkeit zu staunen beweist; wie Barbara Piattis einjähriger Sohn Valentin seine ersten Schritte probt; wie die Fellows mit Bücherstapeln durch die Gegend eilen; wie die Schlussparty die Glieder lockert und mit dem Film „Wikostan“ eine Republik permanenten Fellowships ausruft.

Mag sein, dass diese (und viele andere) Erinnerungen eines Tages in einen Text münden werden. Die Wiko-Zeit ist nicht abgeschlossen, aus ihr wird noch manches hervorgehen. Darum ohne elegische Sentimentalität: Many thanks!